



Olivier Rolin

Meroe

Roman

Aus dem Französischen
von Jürgen Ritte

liebeskind

DER SUDAN, AUF ARABISCH *Bilal el Sudan*, das »Land der Schwarzen«, ist das größte Land Afrikas. Er erstreckt sich vom 18. Breitengrad, in etwa dem Wendekreis des Krebses, bis zum Äquator. Im Norden grenzt er an Ägypten, dann, im Uhrzeigersinn, ans Rote Meer, Eritrea, Äthiopien, Kenia, Uganda, Zaire, die Zentralafrikanische Republik, den Tschad und Libyen: Mit Ausnahme des früher einmal unter dem Namen UdSSR bekannten Landes können sich nur wenige Länder rühmen (oder es bedauern, das ist eine Frage der Philosophie oder der Umstände), so viele Nachbarn zu haben. Selten sind auch die Länder, die lediglich eine einzige halbwegs asphaltierte Straße aufweisen: Hier ist es diejenige, die von Port-Sudan, das etwas weiter südlich liegt als Dschidda auf der anderen Seite des Roten Meeres, zur Hauptstadt Khartum führt. Dort treffen die beiden Nilströme zusammen, um den Fluss der Könige und der toten Götter zu bilden: der Blaue Nil, der von den rimbaudschen und pastoralen Höhen Abyssiniens herabstürzt, und der Weiße Nil, der langsam von den Bergen und den großen Seen des Äquators heranfließt. Man nennt sie so, obwohl sie beide (allerdings nicht immer zur selben Zeit) die gleiche Farbe haben, die, je nach den Launen des Himmels und des Hochwassers, von Tee mit Milch über Bronze ins Violette spielt. In einem sehr viel wahreren und mysteriöseren Sinne als Ägypten ist der Sudan das Land dieses legendenumwobenen Flusses.

Außer den bereits genannten Städten heißen die wichtigsten Ortschaften des Sudans am Weißen Nil Juba, Bor und Malakal, wobei hier schon der Name, mit dem man gleichzeitig *le Mal*, das Böse, die Malaria und die berühmte Lepra-Station von Molokkai verbindet, deutlich genug darauf verweist, dass es ein Fehler wäre, dort seine Hochzeitsreise zu verbringen; am Blauen Nil haben wir Sennar und Wad Madani; am *Great River* Atbara, das den Namen des letzten bemerkenswerten Zuflusses vor dem aus der Ferne glänzenden Mittelmeer trägt, Dongola und Wadi Haifa, die Grenzstation zu Ägypten, wo Flaubert, Maxime du Camp zufolge, die Eingebung von Name und Vorname der Emma Bovary hatte; darum herum liegen noch, inmitten einer erdrückenden Ödnis, die am besten durch das englische Wort *wilderness* wiedergegeben wird und von der Gordon Pascha an Sir William Goodenough schrieb, dass »niemand sich ein Bild von ihrer unvorstellbaren Trostlosigkeit machen kann«, die Orte Kasala, Wau, El-Fasher und El-Obeid. Alles Städte, auf deren Dächer ein Dromedar schauen kann, ohne den Hals lang zu machen.

»Das Klima, im Norden trocken, im Süden feucht, ist im Allgemeinen heiß« – diese unbestreitbare Beobachtung entnehme ich der *Enzyklopädie des 20. Jahrhunderts* von Larousse, Ausgabe 1933, die mich bis hierhin begleitet hat: in mein Zimmer im Hôtel des Solitaires in Khartum, wo ich auf die Polizei oder sonst was warte, vielleicht gar auf das Weltende. In jedem anderen Land der Erde, oder doch in den meisten Ländern, hätte man mich längst verhaftet. Hier nicht. So grillenhaft sind Diktaturen. Die sechs aufeinander-gestapelten Bände der *Enzyklopädie* dienen mir als Nacht-

tisch, vor allem aber sind sie der einzige Gegenstand, der von meiner Kindheit geblieben ist, vom Regen, der sich träge über die Loiremündung schleppt, vom Westwind, der vor Paimboeuf, wo meine Eltern als Volksschullehrer tätig sind, das Meer gegen die Strömung kämmt. Diese Bände, die sie sehr viel Geld gekostet haben, sind ihr ganzer Stolz. Das in ihnen aufbewahrte Gedächtnis ist, so hoffen sie, ein Vorbote meiner ruhmreichen Zukunft. Ich würde einmal einer dieser Generäle sein, einer dieser Minister oder eines dieser Akademie-Mitglieder (Letzteres wäre ihnen natürlich am liebsten gewesen), deren Augen beim Durchblättern hinter Lorgnons aufblitzten. Die Seiten sind inzwischen von Kakerlaken vollgeschissen und mit Blutflecken übersprenkelt: beim Lesen zerquetschte Mücken. Ja, dort sollte ich eigentlich sein, friedlich vergilbt, platt gedrückt, von Schaben besudelt, mit zusammengekniffenen Augen hinter meinen dicken Brillengläsern, zu Nutz und Frommen künftiger Generationen ... Bevor ich überhaupt etwas war, bin ich Sohn gewesen: Das ist bei allen so, aber nicht alle ziehen daraus dieselben Konsequenzen. Ich bin selbst nicht sicher, wirklich zu begreifen, was ich gerade geschrieben habe. Ich bin zudem eine leere Spalte im periodischen Supplementband zu einer Enzyklopädie gewesen. Ich spüre sehr wohl das Negative in alledem.

Auf dem Territorium des Sudans haben in den letzten dreißig Jahrhunderten Pharaonenreiche, christliche Fürstentümer und muslimische Sultanate einander abgelöst. Ab 1820 machte sich der Khedif Mohammed Ali an seine Eroberung. Die ägyptische Kolonisierung provozierte den nationalistisch-religiösen Aufstand jener, die man in Europa

die »Derwische« nannte, die sich selbst aber jenen Namen gaben, den der Prophet seinen Mitstreitern verliehen hatte: die *Ansaren*. Nach einer dreihundertzweiundzwanzig Tage dauernden Belagerung, die das viktorianische England in Atem gehalten hatte, wurde General Gordon, den man auch den »Chinesen« nannte, weil er zuvor eine Armee von Glücksrittern gegen die T'ai-ping ins Feld geführt hatte, in Khartum gefangen genommen und getötet. Diesen Lawrence von Arabien des vorvergangenen Jahrhunderts, diesen christusähnlichen Don Quichotte, graphoman und dem Brandy nicht abgeneigt, hatte man nur mit seiner Bibel und einem Adjutanten ausgestattet in den Sudan geschickt, um die vom *Dschihad* umzingelten Garnisonen des Khedifen zu retten, und schließlich fallen gelassen. Diese Mission war fast schon ein Selbstmordkommando, und man kann nicht ausschließen, dass er sie gerade aus diesem Grunde mit der wirren, widersprüchlichen und gequälten Form von Begeisterung, die ihm eigen war, angenommen hatte. Zehn Jahre nach seiner jämmerlichen Niederlage ging man mit Lord Kitchener zum Ernst des britischen Empires über, der bis 1955 dauerte. Das gegenwärtige Regime ist eine islamistische Militärdiktatur, die den Charme der Generale mit dem der Scheichs zu verbinden weiß: *all the best*. Der Bürger-, Stammes-, Religions- und Sklavenhalterkrieg zwischen Nord und Süd ist ein Dauerzustand. Es wäre daher übertrieben, das »Land der Schwarzen« als eines der freundlichsten auf der Welt zu bezeichnen. Man kann sogar, ohne sich einer übertriebenen Form von Ungerechtigkeit schuldig zu machen, die Behauptung wagen, dass dieses Land eines der am wenigsten gut bestellten ist, was die Annehmlichkeiten des Le-

bens angeht. Ein hiesiges Sprichwort besagt, dass Allah, der nicht gerade für seinen Humor bekannt ist, nach der Erschaffung des Sudans in ein unstillbares Gelächter ausgebrochen sei. Und im Oktober 1884, wenige Monate bevor sein abgeschlagenes, in ein Tuch gewickeltes Haupt dem Anführer der Rebellen, einem Prediger, der sich für den Mahdi, den Abgesandten Gottes, ausgab, gebracht wurde, schrieb Gordon in sein Tagebuch: *It's a beautiful country for trying experiments with your patience*, »ein wunderbares Land, um seine Geduld auf die Probe zu stellen«.

Und doch bietet es auch Annehmlichkeiten, die andernorts schwerlich zu finden sind. Hier läuft man keinerlei Gefahr, von Karawanen von Touristen belästigt zu werden, von Geschäftsessen, von Ritualen und Moden, denen man sich besser anpasst, bevor man als Spielverderber in die Ecke gestellt wird; überhaupt stört hier nichts von dem, was zu den Erscheinungsformen der Waren- und Erlebnisgesellschaft gehört. Nicht, dass man hier keine sozialen Rituale hätte, ganz im Gegenteil: Aber ein Europäer bleibt diesen, selbst wenn er versuchte, an ihnen teilzuhaben, von Grund auf so fremd, dass sie keinerlei Einfluss auf ihn haben können, es sei denn, er verfiel auf den Gedanken, sich an eine der Frauen einer angesehenen Persönlichkeit heranmachen zu wollen oder auf der Terrasse eines der Lokale am Nil ein Fläschchen mit geschmuggeltem Whisky zu zücken (wie es dem armen B., Gott hab ihn selig, passiert ist, der – ob Gott der Schnapsbrüder oder Gott der Christen ist übrigens einerlei – auf einem Platz in Port-Sudan zu vierzig Peitschenhieben verurteilt worden war, weil man ihn in Besitz einer Flasche Bordeaux und einer Flasche Whisky angetroffen hatte, in deren Ge-

sellschaft er an einem 24. Dezember, das liegt schon Jahre zurück, auf seine Art die Geburt Unseres Herrn zu feiern beabsichtigte). Was mir hier gefällt und kein anderes Land bieten könnte, ist, dass man hier nicht nur ein Ausländer ist, sondern darüber hinaus auch ohne jede, absolut jede Bedeutung bleibt, und sei sie nur Einbildung. In anderen Gegenden ist ein Fremder, zumal ein Weißer, eine Ausnahmeerscheinung; hier nicht: Hier hat man das Gefühl, Nippes zu sein, eine etwas kuriose Form von Nippes vielleicht (eine Uhr, ein Magnet, eine riesige Glasperlenkette), aber eben doch nur Nippes, nicht mehr, nicht weniger. Eigentlich wird dieses Gefühl dem lyrischen Gemüt der Sudanesen nicht ganz gerecht. Denn die Neugier, die sie zuweilen dazu treibt, einen mit der nonchalanten Höflichkeit großer Gauner anzusprechen oder einen dazu einzuladen, einen Napf *foul* mit ihnen zu teilen, hat nichts Materialistisches. Sie ist poetisch: Für sie bist du eine Truhe voller unbekannter Wörter, ein paar davon stibitzen sie dir und spielen damit, wie sie es mit Edelsteinen tun würden, und dann, einen Augenblick später, wird ein dicker Qualster in den Staub gerotzt (womit hier jede noch so unscheinbare Sequenz des Lebens interpunktiert wird), und damit hat sich das Interesse, sie gehen wieder ihren Beschäftigungen oder eher ihrer flanierenden, schwatzhaften Beschäftigungslosigkeit nach, die einer der Reize dieses Landes ist, und man ist nicht mehr als eine Geschichte, die man einmal erzählen kann, eine Legende unter den Millionen von Legenden, in denen die Menschheit aufgeht. So erwartet oder befürchtet man nichts von dir, man wird weder bewundert noch gehasst, man ist lediglich eine Gelegenheit im denkwürdigen Tauschgeschäft der Worte:

Und wenn es die Ängste auch nicht beseitigt, so verkleinert es sie doch wenigstens.

Außerdem besteht das Leben, wie man eigentlich wissen sollte, nicht nur aus Annehmlichkeiten, und die Behauptung, dass diejenigen, die nur danach suchen, das Leben nicht wirklich lieben, ist keineswegs paradox, denn sie sind nicht mehr als Kunden in einem Freudenhaus oder Leser von Kitschromanen. Man kann sich also, aus Gründen, die nichts (oder doch nur wenig) Menschenverachtendes an sich haben, für diesen Aufenthaltsort entscheiden, dieses riesige Fenster Afrikas, in das sich der auf dem Kopf stehende Baum des Nils einschreibt, der, quer durch die Savanne, wo zwischen spärlichen Restbeständen an Büffel- und Nashornherden der metaphorsche, pittoreske Gott der Christen mehr schlecht als recht überlebt, die Dschungel des Südens, diese triefnassen, mit kunterbunten Fetischen gespickten Schwämme, mit den Wüsten des Nordens verbindet, wo die Abstraktion des Islam über dem flüssigen, von gewaltigen Ruinen aus Stein gesäumten Bett schwebt. Der Sudan ist auch, ich scheue mich nicht, es zu sagen, ein philosophisches Areal. Die Geschichte, die ich heute Abend in Khartum, in einem Zimmer des Hôtel des Solitaires in der Sharia Zubayr, zu schreiben beginne, wird von den Gründen erzählen, die mich dazu gedrängt haben, hier ein radikal Fremder zu werden, und wie es mir dabei ergangen ist. Der Alleinige Gott sei mein Zeuge, ich denke damit nicht, zur Erbauung kommender Generationen beizutragen.